

Die Möbelbauer von Lampedusa

Kann man mit fünf Flüchtlingen ohne Arbeitserlaubnis ein Unternehmen gründen? Das Berliner Start-up Cucula tut so, als ob, und produziert Designermöbel aus Schiffswracks. Nun aber droht den Mitarbeitern die Abschiebung VON FELIX ROHRBECK

Die Messe erreichen sie kurz vor Ende der Aufbauzeit, fahren mit den Transportern bis zur Ausladerampe. Malik, Saidou, Maiga, Moussa und Ali springen heraus, alle fünf tragen Anzug. Während sie die Möbel in die Halle schleppen, brüllen sie: »Cu-cu-la, Cu-cu-la!« Es hört sich an wie der etwas irre Gesang euphorisierter Fußballfans.

Was machen fünf in Deutschland gestrandete Flüchtlinge auf der Mailänder Möbelmesse Ventura Lambrate zwischen italienischen Produktdesignern?

Auch diese Flüchtlingsgeschichte erzählt von einem kaputten Afrika, einem überforderten Europa, einem grausam bürokratischen Deutschland. Doch sie nimmt eine erstaunliche Wendung. Sie wird zu einer Unternehmensgeschichte. Der Geschichte von Cucula, einer »Refugees Company for Crafts and Design«, wie es auf der Homepage heißt. Eines Flüchtlingsunternehmens also, das Designermöbel herstellt. Cucula ist der Versuch, die hoffnungslose Realität der Flüchtlinge zu ignorieren, sie gewissermaßen auszutricksen.

»Wir machen etwas, was so tut, als ob es schon real wäre«, sagt Barbara Meyer, die das Projekt initiiert hat. Das Problem: Keiner der Flüchtlinge hat eine Arbeitserlaubnis. Alle sind von der Abschiebung bedroht. Die Strategie: Fakten schaffen. Eine Homepage. Ein Atelier. Verträge. Ein Produkt. Kunden. Investoren. Messstände. Die Hoffnung: Je realer die Utopie erscheint, desto schwieriger wird es, sie zu zerstören. Wer will schon die Mitarbeiter eines erfolgreichen Unternehmens abschieben?

Es geht um das Schicksal von fünf Menschen. Aber auch um die Frage, ob es möglich ist, dass inmitten einer organisierten Verantwortunglosigkeit etwas Gutes entstehen kann, etwas, was vielleicht sogar Gewinn abwirft. Darum, ob eine wirtschaftliche Utopie die Kraft hat, die politische Realität zu verändern. Oder ob sie früher oder später an ihr zerschellt.

Cucula, das ist ein Atelier in einem Treppentower Hinterhof. Morgens um 8.30 Uhr treffen sich Malik, Saidou, Maiga, Moussa und Ali zum Frühstück. Dann geht es los: Kreissägen kreischen, Schleifmaschinen surren, durch den Raum fliegen Fetzen von Deutsch, Italienisch, Französisch, Englisch, Arabisch, Hausa und Bambara. Eine Sprache, die alle sprechen, gibt es nicht. Viele lernen gerade lesen und schreiben. Die Cucula-Flüchtlinge sind keine syrischen Kinderärzte oder indischen Programmierer. Ökonomisch gesehen, sind sie nicht das Humankapital, das sich europäische Politiker wünschen.

Mit einer Kneifzange zieht Malik drei rostige Nägel aus einer Holzplanke, 44 Zentimeter lang, sieben Zentimeter breit, die grüne Farbe an einigen Stellen abgeblättert. »Hartes Holz«, sagt Malik, gerade 21 geworden, kaum größer als 1,60 Meter und so schmal, dass man ihn von hinten noch für ein Kind halten könnte. »Vielleicht von einem Olivenbaum.« Dann wickelt er die rostigen Nägel in ein Stückchen Klebeband, knotet eine Schlaufe hinein und hängt das Knäuel an einen Haken über seinem Schreibtisch.

Die rostigen Nägel bleiben, was sie sind: eine schmerzhaft Erinnerung. Das Holz aber, das Hunderte von Flüchtlingen wie ihn nach Europa gebracht hat, zusammengenagelt zu wackligen Booten, wird nun zu einem Stuhlbein. Das ist die Idee, Maliks Idee, die nun ein Geschäftsmodell ist: Aus den Überresten eines Wracks von Lampedusa soll ein Produkt entstehen, das sich verkaufen lässt, auf dem man sitzen kann, das eine Geschichte erzählt.

Es ist auch Maliks Geschichte: Malik stammt aus der Nähe von Agadez im Norden von Niger. 2007, er ist damals 14, kommt es zu einem blutigen Aufstand der Tuareg gegen die Regierung. Zusammen mit seinem fünf Jahre älteren Bruder flieht er nach Libyen. Sein Bruder findet dort Arbeit als Kfz-Mechaniker. Dann aber bricht 2011 der Bürgerkrieg aus. Rebellen kämpfen gegen die Truppen von Staatspräsident Muammar al-Gaddafi. Die Nato unterstützt sie mit Luftangriffen. Gaddafis Rache: Er treibt die Flüchtlinge nach Europa. Erst habe die Polizei seinen Bruder mitgenommen, sagt Malik. Dann hätten Männer ohne Uniform auch ihn auf der Straße aufgegriffen und im Hafen von Tripolis in ein Boot verfrachtet, zusammen mit 300 oder 400 anderen Flüchtlingen. Malik sitzt unter Deck, wo es kaum Luft gibt und ein Freund von ihm noch während der Überfahrt erstickt.

Er landet in Berlin. Auf dem Oranienplatz haben mehr als hundert Flüchtlinge ein Protest-Camp errichtet, aus Zelten, Bretterbuden, einem Bauwagen. »Kein Mensch ist illegal« steht auf einem Banner. Dass Flüchtlinge sich mehr als ein Jahr lang dem deutschen Asylsystem widersetzen, hat es bis dahin noch nicht gegeben. Sie kämpfen nicht nur für ihr Recht, zu bleiben, sondern auch für das, zu arbeiten.

Je tiefer man sich in das europäische Flüchtlingsrecht einarbeitet, desto absurder erscheint es einem. In jedem Land gelten andere Regeln,



Auf der Überfahrt nach Europa saß Malik unter Deck, direkt neben dem dröhnenden Motor. Nun beginnt für ihn um 8.30 Uhr die Arbeit: Stühle, Tische und Betten bauen



Die Möbel hat der italienische Designer Enzo Mari entworfen. Malik hat ihn in Mailand besucht und fand ihn »etwas verrückt«



Mit Werkstattleiter Sebastian und Assistent Ibrahim baut Malik einen »Lampedusa-Stuhl«. Das grüne Stuhlbein ist aus dem Holz eines Schiffswracks

selbst Anwälte haben Schwierigkeiten, sich in dem Gesetzeswerk zurechtzufinden.

Nach dem sogenannten Dubliner Übereinkommen stellen Flüchtlinge dort einen Asyl-antrag stellen, wo sie zuerst eingereist sind. In vielen Fällen ist das Italien. Dorthin sollen auch die meisten der Berliner Lampedusa-Flüchtlinge zurück. Obwohl ihnen in Italien in vielen Fällen eine unmenschliche oder erniedrigende Behandlung droht, wie der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte vergangene Woche urteilte. Er stellt damit eine Abschiebepolitik infrage, die in der Praxis sowieso kaum funktioniert. Der Protest auf dem Oranienplatz richtet sich gegen ein System, in dem Flüchtlinge zwischen den europäischen Staaten wie Waren hin- und hergeschoben werden, zum Nichtsrun verdammt. Die Berliner Politik ist überfordert. Viele Flüchtlinge sind erschöpft. Der zweite Winter steht kurz bevor.

In dieser Situation, im Oktober 2013, taucht Barbara Meyer auf dem Oranienplatz auf. Sie ist Direktorin der Schlesischen 27. Sie bietet den Flüchtlingen an, dass einige in einem Raum des Berliner Kunst- und Kulturhauses wohnen können. Malik, Saidou, Maiga, Moussa und Ali kommen mit.

Schritt für Schritt entwickelt sich von da an eine andere Form des Protests. Es beginnt mit einer Idee des Designers Sebastian Däschle, der an der Schlesischen 27 ab und zu Workshops gibt. Er will mit den Flüchtlingen Möbel bauen, genauer gesagt: Enzo-Mari-Möbel. Mari hat 1974 das Buch *Autoprogettazione* veröffentlicht. Es zeigt einfache Bauanleitungen für Stühle, Tische, Betten, eine Bank. Es ist eine Kritik an der Massenproduktion, soll Menschen ermächtigen, ihre Möbel selber zu bauen. Däschle denkt: Wenn die Flüchtlinge solche Möbel bauen, dann haben sie zumindest etwas, worauf sie sitzen, essen und schlafen können. Nach ein paar Tagen sind die ersten Möbel fertig. Doch die Flüchtlinge wollen sie nicht haben. »Wozu«, fragen sie, »brauchen wir Möbel?« Sie wüssten doch nicht einmal, wo sie in einem Monat leben würden.

Was, wenn wir mehr Möbel produzieren, ein Geschäftsmodell entwickeln und die Flüchtlinge einstellen, fragen sich Däschle und Meyer. So entstand das Unternehmen Cucula. Nach deutschem Recht dürfen die fünf Flüchtlinge nicht arbeiten, keine Ausbildung absolvieren, kein Gehalt beziehen. Ihre Verträge nennen sich deshalb »Ausbildungspraktikumsverträge«. Die Notlösung: Für Arbeitskleidung, Bustickets und andere Dinge, die in unmittelbarem Zusammenhang zu ihrer Arbeit stehen, bekommen sie eine kleine Spende. Die Kosten, die auflaufen, sind aber noch deutlich höher als die Einnahmen: für das Atelier, das Material, die Geräte. Hinzu kommen die Gehälter für drei Nichtflüchtlinge. Wer schließt die Lücke, bis die Möbel vielleicht irgendwann genug Geld einbringen?

Als die elegante alte Dame das Atelier betritt, wird hektisch aufgeräumt. Die Kreissägen verstummen, Stühle werden herbeigeschoben, Pflaumenkuchen wird auf den Tisch gestellt. Anneliese Bödecker, 82, kümmert das alles wenig. Sie setzt sich auf einen Enzo-Mari-Stuhl, steckt sich eine R1 an, acht in eine silberne Schatulle, die sie aus ihrer Handtasche fischt. Bödecker raucht seit 68 Jahren. »Gut geräuchert«, sagt sie, »hält länger.«

Bödecker hat die Anschubfinanzierung für Cucula übernommen. Ihr Vater hat nach dem Krieg die Weberbank gegründet. Seit 2005 gehört die zur WestLB. »Ich kann ja nur noch Geld geben«, sagt Bödecker, die um den Hals eine Lupe trägt, viereinhalbfache Vergrößerung. Auf dem linken Auge ist sie blind, das rechte hat eine Sehkraft von zehn Prozent. Bödecker kann sich noch erinnern, wie Berlin nach dem Krieg Tausende von Flüchtlingen aufgenommen hat. Und nun sollen ein paar Hundert die Stadt überfordern? »Die wollen doch arbeiten«, sagt sie. Dass sie das nicht dürfen, hält sie für Irrsinn. »Was sollen die denn machen? Sich in Luft auflösen?«

Malik, Saidou, Maiga, Moussa und Ali versuchen, sich ihr Recht auf ein Leben in Deutschland zu erarbeiten. Als im Frühjahr dieses Jahres genug Möbel fertig sind, lädt das Cucula-Team sie in zwei Transporter. Dann geht es nach Italien: zur Möbelmesse in Mailand.

Dort trifft Malik auch auf Enzo Mari, dessen Möbel er in Berlin baut. Werkstattleiter Däschle er und besuchen ihn zu Hause. Enzo Mari ist inzwischen 82 Jahre alt, Däschle sagt: »Der wollte sofort wissen, wie viel Prozent er bekommt.« Als Däschle ihm drei Prozent vom Nettoverkaufspreis anbietet, scheint Enzo Mari fast ein wenig enttäuscht. »Eigentlich wollte der mir sagen, dass ich ein Arschloch bin und ihn abzocke«, vermutet Däschle. Mit den drei Prozent aber ist er einverstanden. Er nimmt Malik sogar in den Arm.

Zurück in Berlin, ist der Oranienplatz wie leer gefegt, das Protest-Camp, auf dem Malik, Saidou, Maiga, Moussa und Ali zusammen-

gefunden, gibt es nicht mehr. Politik und Flüchtlinge haben einen Deal geschlossen, der auch für die Cucula-Mitarbeiter gilt. Die Flüchtlinge räumen den Platz, dafür sollen ihre Fälle in Einzelverfahren geprüft werden. Sie sollen, so steht es im Einigungspapier, »Unterstützung und Begleitung bei der Entwicklung ihrer beruflichen Perspektiven« erhalten. Und sie bekommen eine sogenannte O-Platz-Karte, mit der sie sich ausweisen können.

Ist das die Wende? Ein Umdenken der Politik? Oder eine Finte, damit die Flüchtlinge aus der öffentlichen Wahrnehmung verschwinden?

An der Wand im Cucula-Atelier hängen viele bunte Karteikarten, zu Gruppen zusammengefügt. Auf einer steht »Finanzplan«, darunter weitere Karten, alles, was dem Cucula-Team zu diesem Punkt eingefallen ist: »Startkapital erwirtschaften«, »Buchhaltung« und so weiter. Eine einzige, knallrote Karte hängt ganz alleine. Auf ihr steht »Abschiebung«. Dafür gibt es keinen Plan.

Im September begleitet Ali einen Freund zum Flughafen Berlin-Schönefeld. Er will ihm bloß helfen, seine schweren Koffer zu tragen. Was er nicht weiß: Der Flughafen Berlin-Schönefeld gehört zu Brandenburg. Polizisten kontrollieren Ali. Er zeigt ihnen die O-Platz-Karte. Doch die Brandenburgischen Polizisten schert das wenig. Sie legen Ali in Handschellen. Eine Nacht verbringt er in Polizeigewahrsam. Dann geht es weiter nach Eisenhüttenstadt, in einen grauen, von Stacheldraht umzäunten Klotz: Abschiebeknast. Zehn Tage verbringt Ali hier. Dann lässt man ihn frei. Warum, weiß er nicht. Seine Papiere kriegt er nicht zurück. Erst einmal müsse geklärt werden, welches Bundesland nun für ihn zuständig sei.

Als Ali ein paar Wochen später zur Berliner Ausländerbehörde muss, erklärt ihm eine freundliche Sachbearbeiterin, dass nun aufgrund seiner Festnahme und des Aufenthalts im Abschiebeknast nicht mehr Berlin für ihn zuständig sei, sondern Sachsen-Anhalt. Dorthin müsse er sich innerhalb einer Woche begeben. Überall im Raum liegen rote Akten. Auf der Fensterbank steht ein Glas Nurella. Die Sachbearbeiterin sagt: »Das ist jetzt für Sie natürlich ein bisschen doof gelaufen.«

Die Aufforderung an Ali, Berlin zu verlassen, könnte das Ende seiner Arbeit für Cucula sein. »Merde«, flucht er auf dem Rückweg von der Ausländerbehörde immer wieder vor sich hin. Er versteht nicht, dass ein Flughafen, der Berlin im Namen trägt, nicht zu Berlin gehört. Und dass dieser Umstand alles kaputt machen soll, was er sich aufgebaut hat.

Als Anwältin Berenice Böhlo geht gegen die Aufforderung der Ausländerbehörde vor, versucht alles, damit er in Berlin bleiben kann. Doch die Situation spitzt sich weiter zu. Rund 550 Flüchtlinge fallen unter die »Oranienplatz-Regelung«. Die versprochenen Einzelfallprüfungen nennt Böhlo »eine Farce«. So gut wie alle Fälle seien negativ entschieden worden. Gerade würden die Flüchtlinge reihenweise aus ihren Unterkünften geschmissen und Ausreisebescheide verschickt. Auch Moussa und Saidou haben schon einen erhalten. Der geschlossene Deal entpuppt sich als Mogelpackung.

Ist Cucula schon stark genug, um sich dem Abschiebesystem zu widersetzen? Bei einem Theaterworkshop für Flüchtlinge auf dem Berliner Tempelhofer Feld sollen die Teilnehmer sich reihum vorstellen. Die meisten erzählen, woher sie kommen und wie lange sie schon in Deutschland sind. Dann ist Malik dran. Er sagt: »Ich bin Designer.«

Auch wenn Cucula rechtlich gesehen noch kein richtiges Unternehmen ist: Malik, Saidou, Maiga, Moussa und Ali fühlen sich nicht mehr nur als Flüchtlinge, sondern als Mitarbeiter. Und sie haben eigene Ideen. Als die Nichtflüchtlinge aus dem Team eine Reise nach Lampedusa planen, um sich ein Bild von der Insel zu machen, war es Malik, der gesagt hat: »Dann holen wir uns das Holz.« Er meinte das Holz der Boote, der Wracks von Lampedusa. Aus dem Enzo-Mari-Möbeln ist so etwas Neues, Eigenes entstanden: Cucula-Möbel, die eine Geschichte erzählen.

Es ist eine schreckliche Geschichte. Und nicht jeder möchte auf einem Stuhl aus Lampedusa-Holz sitzen. Es ist aber auch eine Geschichte, die Hoffnung macht. Ihr Ausgang ist offen. Die dem Innensenator unterstellte Ausländerbehörde kann eine Duldung aus humanitären Gründen oder aus öffentlichem Interesse aussprechen. Im nächsten Schritt wäre auch eine Arbeitserlaubnis möglich.

Während die Ausländerbehörde Ausreiseforderungen verschickt, will Cucula per Crowdfunding über die Plattform Startnext 150 000 Euro einsammeln, um den fünf Flüchtlingen eine richtige Ausbildung finanzieren zu können und nicht mehr von einem einzigen Finanzier abzuhängen. Am 25. November soll die Aktion beginnen. Als Belohnung für die Spender gibt es Cucula-Möbel.